

## Aus dem »Land der Morgenstille«

Koreaner im Kreise Dinslaken

Von Werner Papsdorf

Schon immer ist das Bild der Bevölkerung in den Bergbaugebieten an der Ruhr bunt gewesen. Zu der „Urbevölkerung“ rheinisch-westfälischer Herkunft mit leicht holländischem Einschlag gesellten sich am Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts Bergleute aus allen Teilen Mitteldeutschlands, vor allem aber Oberschlesier und Polen. Das Ruhrgebiet erwies sich als Schmelztiegel, der nicht nur die Unterschiede der Herkunft und Lebensgewohnheiten, sondern auch der verschiedenen Sprachen ausglich. Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Wellen der neuen Völkerwanderung auch das Ruhrgebiet erreichten, fanden sie eine weitgehend homogene Bevölkerung vor. Man hatte sich angepaßt.

Die Neuen hatten es leichter. Einmal waren sie alle Deutsche. Zum anderen kamen sie als Heimatvertriebene oder Zonenflüchtlinge zu einer Bevölkerung, die selbst um innere und äußere Ordnung rang, und selbst oft Hab und Gut verloren hatte. Fast alle mußten sich eine neue Existenz aufbauen. Das ging, wie wir wissen, schneller, als wir es uns 1945 in den kühnsten Träumen vorstellen konnten. Statt der Arbeit wurden bald die Arbeitskräfte knapp: der Anlaß für eine dritte Einwanderungswelle war gegeben.

Sie glich mehr der ersten als der zweiten Welle. Aber die Polen hatten Sack und Pack, Familie und Anhang mitgebracht. Jetzt kamen Griechen, Türken, Italiener, Spanier, Kroaten, um am deutschen Wirtschaftswunder teilzuhaben. Fast alle, die kamen, wollten in Deutschland arbeiten und möglichst viel und schnell verdienen, aber nicht hier seßhaft werden. Da das Wort „Fremdarbeiter“ einen bösen Klang hat, nannte man sie ebenso beschönigend wie ungenau „Gastarbeiter“. Da sollte man sich schon lieber an die zwar unschöne aber präzise Bezeichnung der Nürnberger Anstalt für Arbeitsvermittlung halten, die die Männer der dritten Einwanderungswelle „ausländische Arbeitnehmer“ nennt.

Mit ihnen kamen wahrhaft neue Sitten und Gebräuche zu uns. Man sitzt, soweit es das deutsche Wetter irgend erlaubt, abends nach heimatlichem Brauch vor der Haustür und nicht in der Eckkneipe. Nationalstolze Türken drapieren ihre gebraucht erworbenen überschweren Personenwagen mit der Nationalfahne hinter der Windschutzscheibe.

Mit ihnen kam das Fremde nach Dinslaken. Aber noch wurde es nicht sichtbar, denn Türken unterscheiden sich, was das Äußere angeht, nur in Details von Deutschen. Erst als die Koreaner in den Bergbau kamen, veränderte sich auch



Hoher Besuch im Bergmannsdorf Hiesfelder Bruch: Der koreanische Arbeitsminister Lee, Sung-Taik. Links neben ihm: Bergwerksdirektor Terhorst, Betriebsdirektor Dr. Steffen, rechts Dolmetscher Yang und Arbeitsattaché Kim

das äußere Bild. In Hamborn freilich brauchte man sich nicht an Neues zu gewöhnen: dort waren in einem Bergmannsheim sieben Jahre lang Japaner gewesen. Man war asiatische Gesichter im Straßenbild gewöhnt. In Dinslaken erregten die ersten Gruppen der kleinen dunkelblau gekleideten Männer, die sich noch etwas schüchtern bewegten, doch Aufsehen.

Ein Teil von ihnen ist christlichen Glaubens, und viele sind sehr aktive Christen. Im dunkelblauen Anzug, mit weißem Nylonhemd und dunkler Krawatte wie aus dem Ei gepellt, besuchen sie, das Gesangbuch in der Hand, regelmäßig die Gottesdienste.

Wer kann sie schon von Japanern unterscheiden? Doch die Japaner sind im Wesen ganz anders. Sie sind bis zur Entpersönlichung unauffällig. Nie zeigten sie eine Gemütsbewegung, aber immer registrierten sie alles und fotografierten es auch. Ich habe fünf Jahre lang mit den Hamborner Japanern einmal wöchentlich in einer sogenannten deutschen Konversationsstunde zusammengesessen. In dieser Stunde, die sich oft auf zwei oder drei ausdehnte, haben sie mir, erst über ihren Dolmetscher, dann in hartem aber korrekt gesprochenen Deutsch die Seele aus dem Leibe herausgefragt.

Koreaner sind von anderer Art. Sie fragen nicht, sie bohren nicht, aber sie zeigen Gemütsbewegungen. Sie sind beinahe schon neurotisch, wo die Japaner undurchdringlich waren. Sie sind kontaktfreudig, aber labil. Sie unterscheiden sich von den Japanern wie die Sizilianer von den Ostfriesen. Die Gründe dafür liegen in der Vergangenheit Koreas, das über zweieinhalb Jahrtausende hinweg

besetzt gewesen ist, fast immer unter dem Druck der Waffen wie in den letzten vierzig Jahren durch die Japaner. Das färbt auf den Volkscharakter und den Gemütszustand ab.

Nachdem wir erkannt hatten, daß Koreaner keine Japaner sind, richteten wir für ihre kulturelle Versorgung in den Bergmannsheimen der Hamborner und Friedrich Thyssen Bergbau AG eine koreanische Unterabteilung bei unserer Bergmännischen Kulturarbeit ein. Wir sprangen in eine Bresche, die andere Stellen nicht schließen konnten. Auch der Rundfunk, der in seinem Vierten Programm vorzüglich Griechen, Türken, Italiener und Spanier bedient, mußte bei den Koreanern passen: es fehlte an Sprechern ebenso wie an Material. Ich hatte das Glück, auf einen Koreaner zu stoßen, der nicht nur sehr gut Deutsch spricht, sondern auch ein rundherum gebildeter Mann ist. Mein Freund Yang ist für einen Koreaner etwas zu untersetzt, aber sonst ein typischer Koreaner. Er ist höflich, leise und läßt seine Arbeitskraft von allen, die es drauf anlegen — und das sind ausschließlich seine eigenen Landsleute —, bis zur Erschöpfung ausnützen. Er produziert Tonbänder in koreanischer Sprache, dolmetscht bei meinen Vorträgen so perfekt, daß er oft schon das übersetzt, was ich eigentlich erst im nächsten Satz sagen will. Er ist ein passionierter Freund klassischer Musik, kommt täglich mit neuen Ideen, die fast immer vorzüglich sind, liefert uns dann und wann tränenüberströmte Gefühlsausbrüche, die sich nach einer halben Stunde in Nichts aufgelöst haben, und ist ein unermüdlicher Arbeiter. Neuerdings ist er uns etwas fremd geworden, weil er den dunkelblauen koreanischen Einheitsanzug zugunsten eines grauen Überkaros verbannt hat. Seine Deutschkenntnisse sind sturmerprobt. Er war Dolmetscher des Chefs im deutschen Lazarett in Pusan während des Koreakrieges, danach an der Deutschen Botschaft in Seoul tätig (das wir jetzt „sool“ und nicht „se:ul“ aussprechen), um sich danach in Afrika und Europa umzusehen. Heute, zwei- unddreißig Jahre alt, will er in Korea Deutschlehrer werden. Aber hoffentlich bleibt er uns noch lange erhalten, denn er ist die Seele der Koreanerbetreuung.

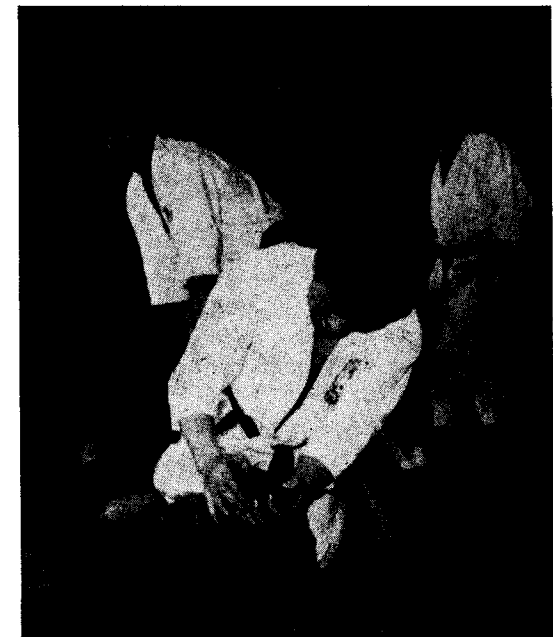
Alles, was ich über Korea und die Koreaner weiß, verdanke ich hauptsächlich ihm, auch, daß ich nicht erst eine Unsumme von schlechten Erfahrungen bei der kulturellen Betreuung machen mußte. Denn, nochmals: Koreaner sind keine Japaner. Man muß ihnen die Themen anders ausbreiten, als man das bei den Japanern tat. Dort konnte man mit mathematischer Logik vorgehen. Hier tut man gut, vom Gefühl her zu kommen. Gleich sind beide Völker in ihrer Liebe für deutsche Musik und in der Absicht, möglichst viel zu lernen.

Dazu ein paar Beispiele. An einem arbeitsfreien Maisamstag habe ich bei überaus strahlendem Frühlingswetter fünf Stunden lang eine freiwillige Deutschprüfung abnehmen müssen. Ich habe es nicht bereut, denn was die neununddreißig Koreaner neben ihrer Arbeitszeit in kaum zehn Monaten an Deutschkenntnissen förmlich an sich gerissen hatten, hat nicht nur mich verblüfft, sondern auch den HBAG-Ausbildungsdirektor Dr. Steffen, der am Himmelfahrtstag den Prüflingen Preise und Urkunden übergab und statt einer Festrede sie in ein examinierendes Frage- und Antwortspiel verwickelte und in reinem Deutsch

auch auf jede Frage die richtige Antwort erhielt. Übrigens: seit es sich herumgesprochen hat, daß es für die erfolgreiche Teilnahme am Deutschunterricht Urkunden gibt, haben wir keinen Mangel mehr an freiwilligen Deutschschülern. Manchmal scheint es mir, als täte ein Koreaner für eine Urkunde alles.

Oder: ein beachtlich großer Teil unserer Koreaner hört sehr gern klassische Musik. Mit Herrn Yang zusammen veranstalte ich in den Bergmannsheimen Schallplattenkonzerte. Neulich brachte eine deutsche Firma eine sehr preiswerte Gesamtaufnahme von Händels Oratorium „Der Messias“ heraus. Da schon immer nach dem Hallelujah-Chor gefragt wurde, habe ich Ausschnitte aus dieser Produktion gespielt. Das Ergebnis: weit über 30 Prozent der Hörer baten uns, ihnen eine Kassette zu besorgen. Das sollte man einmal auf deutsche Verhältnisse übertragen. Ich kann sprechen, worüber ich will: immer sitzt ein halbes Dutzend Koreaner vor mir und streckt mir mit höflichem Lächeln das Mikrofon entgegen. Jeder Ton wird aufgenommen und anschließend sofort noch einmal abgehört.

Eines Tages kam Herr Yang mit einer Idee. Viele Koreaner, sagte er, seien über Weihnachten in deutschen Familien zu Gast. Dort würden sie immer nach Korea und den Lebensumständen befragt, aber sie könnten noch nicht genug Deutsch, um alles klar auszudrücken. Ob wir nicht, parallel zu unseren Fahrtenblättern,



Karategruppe bei der Vorführung — Steine werden mit der bloßen Hand zerschlagen

eine kurze Veröffentlichung über Korea drucken wollten. Wir haben ihn ermuntert, den Text selbst zu schreiben, haben ihm die Themen aufgezählt, die uns Deutsche besonders interessieren. Drei Tage später lag das Manuskript auf dem Tisch. Mit der Redaktion hatte ich nicht viel Mühe, eigentlich nur die, den feinen Hauch Fernost im Text zu erhalten. Man müßte Yangs zwölf Seiten über „Korea — einst und heute“ eigentlich hier ganz abdrucken, um die Koreaner besser zu verstehen. Er erzählt von seinem Lande, seiner Bevölkerung, seiner Geschichte, der Sprache, der unerhört differenzierten Kultur, die Korea zum Griechenland des fernen Ostens macht. Er berichtet von der Religion, aber auch vom Alltagsleben, dem Verkehr, der Presse. Aufklärung tut hier wahrlich not, denn es gibt nicht wenige Deutsche, die der Meinung sind, in Seoul leuchteten noch die Petroleumlampen, während die südkoreanische Hauptstadt in Wahrheit weit über eineinhalb Millionen Einwohner hat.

Ich habe den Eindruck, daß die Koreaner sich bei uns wohlfühlen, seit sie sich an den herzlichen, aber doch reichlich rauhen Ton gewöhnt haben, der im Ruhrgebiet unter Männern üblich ist. Viele würden gern für längere Zeit hier bleiben, aber nach dem Staatsvertrag mit der Republik Südkorea können sie es nur für drei Jahre. Viele wollen dann hier studieren. Manche versuchen auch, sich zu „verändern“, wenn man es einmal so bezeichnen darf. Das geht nicht immer mit legalen Mitteln, doch das erhöht nur den Reiz. Ein Stück Glücksspieler steckt in jedem Koreaner. Sie betätigen sich im Zahlenlotto ebenso hingebungsvoll wie auf der Dinslakener Trabrennbahn am Totalisator. Viele haben, was ihre wirtschaftliche Existenz daheim anbelangt, gar nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen. Und so versuchen sie, mit allen Mitteln zu gewinnen.

Soweit Korea von uns weg ist, so klein ist doch die Welt: Die Oberin im früheren deutschen Lazarett Pusan ist heute Stationsschwester im Evangelischen Krankenhaus in Dinslaken. Sie schwärmt heute noch vom „Land der Morgenstille“, von der „Schweiz Asiens“, vom „Silberbestickten Land“. Ich kann nur wünschen, daß alle Koreaner ebenso gern an ihre Zeit in Deutschland zurückdenken, wenn sie wieder in Korea oder sonst irgendwo auf der Welt sind, an das Land, in dem sie drei Jahre lebten und arbeiteten.